

Die Ahnungen des Schafhirten Hans Gallus werden wahr : eine Erzählung aus den Bergen

Autor(en): **Küng, Gottlieb**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **220 (1941)**

PDF erstellt am: **17.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-375125>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Ahnungen des Schafhirten Hans Gallus werden wahr.

Eine Erzählung aus den Bergen von **Gottlieb Küng.**

Der Senn auf der Windbergalp hatte soeben das Sennkessi, die Brenten, das Butterfaß und die Melkfühle gereinigt. Am Morgen war die Alpentleerung. Die Weiden waren abgeätzt, und an den Hängen der Stollen hing das noch stehende Gras an, braun und gelb zu werden. Das Sterben ging um in diesen Höhen, und in den Felsstälern und Strüinden hockten die Nebel länger des Tages und zogen erst um die Mittagswende zu den Höhen des Windbergs, um sich dann gegen Nachmittag hin an den Kuppen und Felszinnen allmählich zu verlieren.

Hans Chasper, der junge Alpfenn, trat mit dem Gesschirr in die Hütte zurück und überschaute noch einmal das getane Werk. Dann ging er hinüber zum Alptisch, wo vom vergangenen Abend her noch der Blumenstrauß lag, der gestern von unsichtbarer Hand dorthin gelegt worden war. Es waren Astern, halb verwelkte Rosen und Nelken, und Majoran und Rosmarin waren darunter.

„Agatha – kein Zweifel – sie muß dagewesen sein, währenddem ich am Berg oben die verlaufenen Röhre suchte“, sagte der junge Senn vor sich hin, und eine düstere Wolke legte sich über seine Stirn. „Die falsche Katze“, sagte er halblaut zu sich selbst.

Er nahm den Strauß vom Tische weg und roch eine Zeit lang daran. Fast zärtlich strich er mit der Hand über die halbwelken Herbstrosen, daß Blumenblatt auf Blumenblatt auf den Hüttenboden fiel.

„Wie war das doch früher so ganz anders gewesen“, dachte er bei sich. Er sann den Zeiten nach, wo er mit der Agatha Hand in Hand vom Lebboden herab ins Bergschulhaus in die Unterweisung gegangen, wo sie miteinander im Streubodenriet oben die ersten Schneeglöcklein gepflückt, vom Wildbachrande die Osterblumen geholt, im Zinggenwald hinten aus Beilschen und Buschwindrosen die ersten Sträuße geflochten. Er dachte auch an die letzten Kirchweihstage, wo sie unter dem Dorflindenbaum einander die Treue geschworen, währenddem sich im „Leuen“ drinnen die Paare im Tanze drehten.

Und nun sollte das alles aus sein, seitdem dieser junge Bauführer, der den Straßenbau in die Häderenalp hinauf leitete, den ganzen Sommer und Herbst über bei dem Gemeinderat Hartmann im Lebboden, dem

Vater der Agatha, im Logis gewesen. Hans Chasper, der starke, hochgewachsene Sennenschwinger, mit dem kraftstrotzenden Gliedern, dem die Dorfknäbchen so gerne nachschauten, wenn er, die Milchtanse auf dem Rücken, die Dorfgasse hinunterschnitt – dieser Hans Chasper stand heute da, gebeugt, wie ein alter Mann und schaute sinnend auf die zerfallenen Blätter, die zerstreut auf dem Hüttenboden lagen. „Fort!“ sagte er mit einem Male und warf den verwelkenden Alpstrauß in die halb erstorbene Herdglut hinunter. Ein Fluch entrang sich dabei den Lippen des Aelplers.

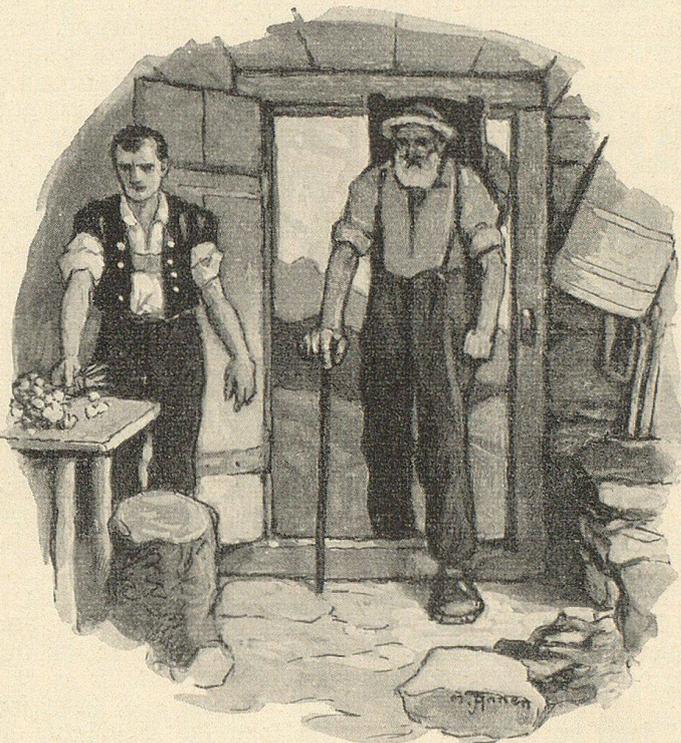
Da stand, wie aus dem Boden herausgewachsen, ein baumlanger Alter hinter ihm, Hans Galli, der Schafhirt von der Alp Blanca. Er trug ein Keff auf dem Rücken, strich sich den grauen Bart und meinte gelassen: „Hast, mein ich, nicht den Guten heut', daß Du die schönsten Rosmarinstengel nur so in die Herdglut hinunter wirfst.“

„Kein Wunder“, gab der Aelpler zurück, holte eine Pfanne vom Gestell herunter und schürte das Feuer, um dem Alten etwas Warmes zu kochen.

„Du magst einen Jenz“, sagte er, „Du bist hungrig und müde, bist den Berg hinaufgelaufen mit Deiner schweren Last. Komm“, setz

Dich hierher auf den Buchenkloß. Die Melkfühle sind eben frisch gewaschen. Du weißt ja, morgen ist Alpabfahrt.“ „Zut meinen alten Gliedern schon gut, ein wenig ausruhen“, meinte der Schafhirt. „Wenn man so feine achtzig auf dem Buckel hat, geht's eben nicht mehr so ring. Früher, ja, früher“ – und der Alte stand auf von seinem Buchenkloß und reckte die sehnigen Arme – „da hatte ich demaleinst einen Gublerstein (den Schwergewichtsstein einer Handstickmaschine aus der Gublerwerkstatt, gut vier Zentner) von der Landstraße aus zwanzig Minuten weit auf den Berg hinaufgetragen.“

Der Schafhirt trat darauf zum Herdfeuer hinüber, nahm einen brennenden Span und zündete sich damit seine schwere Holzpfefe an. Er hob dabei den halb verkohlten Rosmarinstengel aus der Glut und schwang ihn im Kreise durch das Halbdunkel des Hüttenraumes. Die Glut, die noch an dem Sträuchlein haftete, fing von neuem zu glimmen an. Sie wurde stärker und stärker



und wurde zu einem aufloerndem Feuer, das dann allmählich zerfiel und in seinem verendendem Räuchlein einen zarten Duft hinterließ, der die ganze Alpstube gar heimelig durchfüllte.

„Schau, Chasper! Das ist jetzt der Agatha ihre Liebe zu dir“, fuhr der Alte weiter. „Du meinst jetzt, die sei verglommen – ist aber nicht so. Sie wird wieder aufloern und zu einem neuen Feuer werden. Ich habe da deinem Tun zugeesehen, und dein bekümmertes Gesicht hat mir gar vieles gesagt, von dem ich auch weiß und von dem mir dein Mund nichts erzählt hat. Ich kenne ja schon längst euer Geheimnis und weiß auch, daß die Agatha in der letzten Zeit etwas zu viel mit dem Straßner herumläuft. Mein altes Auge durchschaut oft auch die geheimnisvollen Fäden, die in unserem Bergdörflein oben gesponnen werden. Ich habe auch deinen Faden durchschaut. Dein Faden ist die Agatha, und die ist jetzt, wie es scheint, eine Zeit lang verblindet in den Bauführer Bardolo, der übrigens allen Weibern den Kopf zu verdrehen scheint. – Es wird wieder anders werden. Denk' an den Kosmarinstengel, Chasper, wie der da wieder aufgeglüht ist, zu neuem aufloernden Feuer. So wird auch die Liebe deiner Agatha wieder aufglühen zu dir, wenn die Zeit da ist, und die ist, glaub' ich, nicht mehr so gar fern.“ „Der Fens ist gelb, und die Butter überläuft. Komm' und setz dich, Hans Gallus.“ So sagte der Senn mit hochrotem Gesicht und stellte die Pfanne auf den Alptisch. Darauf ließ er den Alten allein und trat vor das Hüttentor. Es war Nacht geworden, eine sternhelle Septembarnacht. In der Totbachschlucht hinten bellte ein Fuchs, und vom nahen Buchenwäldchen herüber klang das geheimnisvolle Jauchzen eines Nachtvogels.

Da legte sich die schwere Hand des Schafhirten auf die Schultern des Sennen. Hans Gallus hatte den Fens gegessen, hatte sich sein Keff wieder auf den Rücken geschnallt und stand, zum Aufstiege bereit, vor dem jungen Manne. Seine Schäferhütte stand zuoberst am Windberg, und dorthin hatte der Alte noch anderthalb Stunden zu steigen.

„Hörst du das Jauchzen?“ sagte der Hirte.

„Mir möchte es wohl bald zum letzten Male jauchzen. Ich spüre zwar noch nichts von dem Tode in den Gliedern, und doch ist es mir manchmal, als ob es nicht mehr so gar ferne sein könnte – das letzte, mein' ich, das für jeden von uns bereit steht. Meine Sonne sinkt schon zu den Abendbergen hinunter. Bei dir aber ist sie erst so recht aufgestiegen. Schau' zu, daß durch deine eigene Schuld kein allzuschwarzes Gewölk sie verhüllt und umnachtet. Nimm dich in acht an der kommenden Kirchweih. Mach keine Dummheiten, denk' an mich, an den alten Hans Gallus – und nun eine gute Nacht und nichts für ungut.“

*

Ursula, die Frau des Gemeinderates Hartmann und ihre Tochter, die Agatha, hatten eben zu Mittag gegessen und dem Vater den Rest in das warme Ofenrohr gestellt. Da trat der Bauer in die Stube, zunächst vom Kopf bis zum Fuße. Unwillig warf er den Hut und den Rucksack auf die Ofenbank, trat an den geheizten Ofen und wärmte sich die Hände daran.

„Wenn das so weiter geht mit diesem Hundewetter, so wird unser Straßenbau kaum fertig werden können bis zum Einschnellen“, meinte der Bauer, indem er sich an den Tisch hinsetzte. „Und was ich noch sagen wollte“ – fügte er hinzu – „der Bardolo kommt heute nicht zum Mittagessen. Der hält Zucht unter der Mannschaft. Da gib't kein Pfeifenanzünden und Kraftprahlen, kein Mosttrinken und Schnapsen. Da wird geschafft – ohne Unterbruch geschafft. Ob's gießt, wie aus Selten, ob's hagelt oder schneit – nichts. – Da gib't kein Muckfen und Sichdrücken – ob der Arbeiter sonst gut, oder schlecht – sofortige Entlassung.“

Heute hat der Steger Mathis, der ja ein Schaffer ist, wie es keinen zweiten gibt, seinen alten Kaput, den er sich im Militärdienst wohl redlich verdient hat, vom nahen Berghäuschen heruntergeholt, um sich vor dem niederströmenden Regen ein wenig zu schützen – ist wohl keine fünf Minuten zeit gegangen – da hat ihn der Bardolo angefahren, wie ein wütender Stier.

„Saulenzer! Ausreißer! Drückeberger!“ So hat's in einemfort geöht. „Das wird der Mathis wohl nicht so gern eingesteckt haben, der Riese, der mit bloßer Hand ein Hufeisen abeinander bricht“, warf da die Gemeinderätin in die Rede.

„Das hat er auch nicht“, gab der Alte zurück.

„Er hat dem Bauführer eine Ohrfeige gegeben, daß der in den Kies gefahren wäre, hätte ich ihn nicht noch mit meinen Armen auffangen können.“

„Und jetzt? Entlassen, augenblicklich entlassen –.“

„So – arbeitslos – entlassen –“, meinte das Weib nachdenklich. Der Mann mit dem kranken Weib und den noch drei schulpflichtigen Großkindern, die er auch noch erhalten muß. Er ist ein Hund, der Bardolo, wenn er das tut. Ich will's ihm sagen, sobald er zum Essen kommt.“

„Wird dich wohl wenig nützen. Der läßt sich nicht kneten, wie Teig. Auf dem Berg oben, da ist eben seine Arbeit, und er lebt und webt darin. Dabeim, im Haus unten, da ist er ja ein ganz anderer – das hast du doch auch schon sehen können, Ursula.“ „Ja, die kann sich wahrhaftig glücklich schätzen“, fuhr der Alte weiter, „die diesen Bardolo einmal zu ihrem Manne bekommt.“ Dabei schaute der Lebbodenbauer verstohlen und mit lauernden Blicken auf seine Tochter hinüber, die sich drüben am Wandschrank etwas zu schaffen machte.

Die Bäuerin unterbrach ihren Mann.

„Es liegt ein Telegramm da für uns, Josef“, sagte sie. „Der Konrad, dein Bruder, hat einen Schlaganfall gehabt. Wir sollten sofort zu ihm in die Stadt kommen.“

Der Bauer fuhr auf.

„Und das sagst du mir erst jetzt“, zürnte er, ergriff den Setzen Papier und las das Schreiben.

Der Bruder Konrad war ihm schon seit Jahren das Weiße im Auge gewesen. Einer der ersten Angestellten in einer großen Bank in der Stadt, Schulrat, Kirchenrat, Präsident von mehreren städtischen Vereinigungen – wer wollte da einen solchen Bruder nicht hochhalten und estimieren! Wie von einem Winde weggeblasen, war der Bauer.

„Wir müssen sofort hin – noch heute hin, Ursula“, sagte er. Eine Viertelstunde darauf stürmte er, schon fertig angekleidet, an seinem Weibe hin und her – ob sie bald fertig wäre – sie müßten doch eilen – es könnte da leicht etwas dazwischen kommen, und sein lediger Bruder, der Konrad, hätte schon längst etwas von einem Testament zu ihm geredet, und da geb' es kein Zögern – da könnte man leicht etwas verpassen.

Der nächste Zug fuhr genau um fünf Uhr. Noch eine Viertelstunde zu früh standen die beiden alten Lebbodenleute schon auf dem Bahnhof. Agatha war allein daheim. So um das Zunachten herum kam der Bauführer Bardolo Stefani und hörte von der jungen Lebbodenbäuerin, was vorgefallen war, hörte von dem nahen Tode des Dinkels und von dem Gang der beiden Alten in die Stadt. Bardolo war nichts weniger als empfänglich für Todesnachrichten. Er hatte den ganzen Nachmittag auf dem Berg oben geflucht und gewettert, die Leute ausgeschunden und ausgehüßt bis zum letzten Blutstropfen – und jetzt wollte er seine Genüsse haben.

Nachdem sich Bardolo gütlich getan, setzte er sich auf das ländliche Kanapee, nahm das Notizbuch zur Hand und tat dergleichen, als ob er da etwas einzeichnen müßte, schrieb aber nichts auf. Sierig verschlangen seine Blicke die schöne Gestalt des ein- und ausgehenden Bauernmädchens.

„Agatha, komm setz dich zu mir, ich sag' dir dann was“, rief ihr der Welsche einige Male nach. Auf das wiederholte Rufen des Welschen kam sie endlich tänzelnd zu dem jungen Bauführer, der ja immerhin doch ein schneidiger Kerl war und setzte sich zu ihm auf das Kanapee. Bardolo umarmte sie und küßte sie. Das hatte er schon mehr getan, und sie hatte ihn gewähren lassen. Als er dann aber immer zudringlicher wurde, da wurde sie mit einem Schlag wie eine Furie, biß ihn und kraßte ihn. schlug ihm endlich mit den Fäusten ins Gesicht, und als alles nichts half und ihre Kräfte zu erlahmen drohten, da rief sie mit einem Male:

„Sultan! Sultan! Komm und hilf!“

Und der gewaltige Hund des Lebbodenbauern, der den Kostgänger von Anfang an nicht hatte leiden mögen, war da und saß mit einem einzigen Satz dem Fremden an der Kehle. Agatha mußte ihn darauf am Halsbande wegziehen, um ein Unheil zu verhüten.

„Die verfluchte Bestie“, stammelte der Angegriffene und verließ augenblicklich die Bohnstube.

Agatha aber begab sich in ihre Schlafkammer, und der Hund folgte ihr. „Hier, Sultan, lege dich und halt' gute Wacht!“

Die Herbstnächte waren länger geworden. An den klaren Morgen lag der Reif auf den Bergwiesen. Die Bauern singen an, ihr Vieh winterlich zu füttern und nur noch an schönen Nachmittagen auf die Weide zu lassen. Am Mittwoch vor dem Gallustag klopfte der Schafhirt Hans Gallus noch spät abends am Küchenfenster des Windbergbauern.

Ob der Hans Chasper dabei wäre, fragte er.

Und als der Alte dies verneinte, da bat ihn der Schäfer, ob ihm der Junge da nicht helfen könnte, die Wildheuschöchen aus den Bergkellen ins Alpzimmer hinunterzutragen.

Der alte Windbergbauer bejahte es.

Er könnte ja selbst melken und die Milch in die Hütte hinuntertragen; das hätte er jetzt diesen Sommer schon mehr als ein Duzend Mal gemacht, seitdem ihn die Gfuchter im Bein nicht mehr so plagten, wie früher. Das wäre ihm ja jetzt eine Kleinigkeit, meinte der Bauer.

Der Donnerstag und der Freitag waren wunder-schöne Herbsttage, voll leichtem Föhn, voll Sonnenschein, voll von dem Zauber, den die Natur in eine Herbstzeitlandschaft hineinzutragen imstande ist. Es war schon stockdunkle Nacht, als die beiden Männer die letzten Bürden im Alpstalle untergebracht hatten. Der Himmel hatte sich mit grauen Wolken überzogen, und ab und zu fuhr ein Windstoß durch die losen Läden des Alpzimmers.

„Das Wetter schlägt um. Es wird keine Stunde mehr dauern, da werden wir Regen haben, und daraus wird Schnee werden. Es sieht so aus. Das Schneehuhn hat heute Morgen schon gerufen, als wir den Berg hinauffliegen. Es kehrt ab. Wenn wir nur am Morgen die Schafe alle beieinander haben. Du wirst mir da helfen, Hans Chasper. Ich allein wäre da ohnmächtig, die Tiere im Schneesturm zusammenzutreiben. Du weißt ja, der Hund, der hat einen Dornen in den Fuß hineingetreten und hinkt lahm – und da wäre ich ganz allein mit der Herde hier oben – du hilfst, Hans Chasper, du hilfst und lässest mich nicht im Stich.“

So sagte der Alte.

*

„Ich wäre ja gerne heute Nacht noch hinuntergegangen“, gab der Senn zurück.

„Es ist da wegen Morgen, wegen der Kilbi, ich weiß es. Da ist Tanz im Dorf unter“, meinte der Schafhirt. „Aber da kommst du ja immer noch früh genug“, fügte er hinzu. „Wär' vielleicht besser, du wärest gar nicht dabei.“

„Ich will's machen“, fügte sich der Senn, und die Beiden legten sich auf's Strohbett im Alpzimmer.

Sie hörten nicht erst das Tropfen des Regens und spürten nicht darauf das leise Sichniederlegen der Schneeflocken auf's Hüttendach. Sie schliefen einen traumlosen und tiefen Schlaf.

Am Morgen lag metertiefer Schnee auf der Alp.

Immer noch schneite es, große, breite Flocken. Dann hub ein Wind an, und ein Schneegestöber trat ein, daß man keine Hand breit vor sich sehen konnte.

„Die Schafe“, kümmerte der Alte in einem fort.

Er holte einen alten Militärkaput, den er immer im Schopf draußen aufhängen hatte, nahm eine Schneeschaukel zur Hand und begab sich vor's Hüttentor. Ein scharfer, kalter Wind warf ihm den Schneestaub ins Gesicht. Als er sich mühsam Bahn machte und an die vordere Ecke des Alpzimmers kam, wo er ein wenig Ausblick auf das Gelände hatte, da warf ihm der Wind das Geblöke der Tiere in die Ohren.

In einer kleinen Steinmulde, die mit Segföhren dicht bewachsen war und vom Winde etwas geschützt lag – da stand die Herde, Rücken an Rücken, Kopf an Kopf, dicht ineinander gepfercht, einem Aehrenfelde vergleichbar, aber nicht golden, weiß und vom Alpschnee belegt.

Hans Galli kehrte in die Hütte zurück.

„Sie sind da, Chasper! Sie sind da!“

So rief er schon von weitem dem Alpfennen zu.

„Sie sind da. Aber so können wir nicht fort. Wir müssen erst abwarten, bis der Wind ein wenig nachläßt. Sonst bringen wir die Tiere nicht weg.“

Die zwei Männer machten ein Feuer an und kochten sich etwas Warmes. Gegen den Mittag hin legte sich der scharfe Wind. Es wurde wärmer. Um die zweite Nachmittagsstunde schon fiel Regen.

„Wir müssen versuchen, die Herde noch vor Einbruch der Nacht unter dem Gätterenfirß hindurchzubringen. Es könnte da noch etwas unheimlich werden, wegen den Lawenen“, sagte der Hirt.

Es war eine mühsame Arbeit, die blöckende, phlegmatische und ungelente Masse der hungrigen Gewohnheitstiere aus ihrer nun eingenommenen Ruhe herauszureißen und vorwärts zu bringen.

Es war bereits Nacht, als sie am Fuße des Gätterfirstes anlangten. Es regnete immer noch. Da hörte Hans Chasper mit einem Male, wie der Hirt ihm unverständliche Worte entgegenschrie und mit seinen beiden Händen nach oben zeigte. Und da war die Luft urplötzlich in Bewegung.

Eine mächtige Lawine hatte sich am Berge losgelöst. Ein scharfer Windzug fuhr dem Aelpler ins Gesicht und riß ihm den Hut in die Tiefe.

Dann war plötzlich ein Krachen und ein Beben – der Boden schwand dem Hans Chasper unter den Füßen weg – und ein Stoßen und Pressen lag in seinem Leib. – Ein Funken und Blutsprühen vor seinen Augen – und dann schwanden ihm die Sinne – – –

Im Kurhotel oben, in der „Sichlitten“ war Tanz. Da feierten sie die Bergsilbi.

Der Bauführer Bardolo Stefani drehte sich im Walzertakte mit der Tochter des Lehbodenbauern. Sie war ihm nicht gerne gefolgt, die Agatha. Und doch war sie da. Daß der Hans Chasper mit seiner Sente von der Alp herunter gekommen war, ohne ihren Rosmarin und ohne ihre Spänelken, die sie ihm in Treue gebunden und die sie ihm heimlich in die Hütte getragen und daß er sie an der Straßenbogenecke keines Grusses gewürdigt, daß er, wie ein Traumwandler an ihr vorbeigegangen – das hatte das Mädchen die Tage und die Nächte lang nicht vergessen können.

Und heute – wie sie ihn mit ihren Augen überall verstoßen gesucht – und ihn nicht gefunden – in der freudigen Hoffnung, er werde sie doch zum Tanze führen – – – kein Hans Chasper war da – – –

Und da war sie zornmütig geworden. Die Musik spielte. Die Tänzer und Tänzerinnen wischten sich den Schweiß von den Stirnen, ließen sich ab und zu Wein bringen und tranken davon. Es ging schon gegen Mitternacht.

Da stand die Saaltüre mit einem Male weit offen.

„Wer zum Rettungskorps gehört – wer überhaupt gesunde Glieder hat, der helfe. Eine Lawine hat den Hans Galli, den Schafhirt mitsamt seiner Herde am Gätterfirß oben in die Tiefe gerissen – und der Windbergfenn ist auch dabei – der Hans Chasper.

Der hat dem Alten geholfen, die Herde ins Tal hinunterzuschaffen!“

Der Saal war mit einem Male mehr als zur Hälfte geleert.

„Musik!“ rief der stark angetrunkene Bauführer Stefani zum Podium hinüber.

„Musik! Einen Polka! Heute ist Kirchweih im Dorf! Was gehen uns da die Schafe und der Hirte auf dem Windberg oben an! Einen Polka!“ rief er den Musikanten zu. –

Und da hatte der Stefani auch schon einen Faustschlag im Gesicht, daß ihm die Blutadern unterliefen und sich dunkelblaue Striemen auf seiner Wange zeichneten. Der Steger Mathis stand hinter ihm. Bardolo erbleichte. Agatha stand neben ihm, und eine Kälte schauerte sie an. Scham zeichnete sich auf ihren Wangen, und ein Zittern ging durch ihren Leib.

Was hatte der Feuerwehrler aus der Saaltüre gerufen? – – –

Am Windberg die Laue – und der Schafhirt mitsamt seiner Herde verschüttet – und der junge Windbergbauer, der Hans Chasper, der war auch dabei – der Hans Chasper – – –

Wie von einer unsichtbaren Macht getrieben, verließ das Mädchen den Saal und stand eine halbe Stunde später daheim in ihrer Schlafkammer, wo sie sich ihrer Festkleider entledigte und sich in warme Kleider warf. Sie holte ihren Wettermantel und die Stier aus dem Dachzimmer herunter, rief dem Sultan, ihrem Hund und verließ mit diesem das Wohnhaus.

Ueber den „Drei Schwestern“ stand, verdüstert, schattenhaft gespenstisch, die Scheibe des Neumonds.

Es mochte so gegen vier Uhr des Morgens sein, als das Mädchen auf ihren Stiern durch das Alpgatter schritt, von dem aus der Weg in die Schründe der Unglücksstätte hineinführte.

Da hörte sie aus der Ferne den Klang menschlicher Laute, dann Fußtritte – und das Schleifgeräusch eines Bergschlittens. Es tauchten da aus dem Morgennebel heraus die Schattengestalten der Rettungskolonne, die jetzt auf dem Rückwege begriffen war.

Auf dem Schlitten, den die Leute mit sich führten, lag Hans Gallus, der Schafhirt. So, wie er jetzt auf dem Schlitten lag, so hatten ihn die Suchenden gefunden – erstickt – zwei tote Lämmer in den Armen. Seine Pflichttreue hatte ihn in den Tod hineingetragen.

Agatha stand da, wie gebannt, als sie dem Toten ins starre Antlitz schaute. Ein Schauer überlief ihren jugendlichen Leib.

„Und der junge Windbergbauer, der Hans Chasper?“ fragte sie die Umstehenden. „Wir hatten ihn nicht auffinden können. Wir haben alles getan, was menschlich möglich ist. Man muß nun eben abwarten, bis die Lawinen niedergefahren sind“, meinte, etwas kleinlaut, der Feuerwehroffizier.

„Tot ist er ja einweg“, fügte ein anderer hinzu.

„Und Ihr sucht ihn da nicht mehr weiter?“ fragte das Mädchen und schaute sich dabei mit flehenden Blicken in der Menge der Umstehenden um.

„Dann geh' ich allein mit meinem Hund“, sagte be-

stimmt, nach einer Weile des Schweigens, die junge Lebbodnerin.

„Komm, Sultan, komm! Wenn's da diese Männer nicht wagen - dann wagen wir's.“ Und die zwei gingen. Der Hund wedelte voran, und das Mädchen schritt auf ihren Skiern den Berg hinauf, der Unglücksstätte zu.

„Der Hund“, meinte da der junge Stöfelwirt.

„Mit dem Hund, da könnten wir vielleicht noch etwas ausrichten. Das könnte ja wohl sein. Mit Hunden sind schon öfters Verschüttete aufgefunden worden.“

„Und so ganz allein können wir doch die Agatha auch nicht gehen lassen. Wir müßten uns ja vor jedem Hunde schämen, wenn das Mädchen in einer Lawine umkommen sollte - und wir würden da so feige nach Hause gegangen sein“, fügte der Koch-Peter hinzu.

Sechs junge Feuerwehler folgten ihr.

Auf der Unglücksstätte angelangt, beschaute Agatha die ausgeschauelte Schneegrube, in der der tote Hans Galli gelegen hatte, Agatha war so in ihre düsteren Gedanken versunken, daß sie nicht sah, wie Sultan, ein Stück weiter oben im Schnee herumschnupperte. Sie

hörte es auch nicht, wie das kluge Tier mit einem Male zu knurren anfang - und dann kurz darauf ein paar langgezogene, heulende Laute von sich gab. Der junge Stöfelwirt und die anderen Bergler, die ihm gefolgt waren, standen gleich zur Stelle und huben mit

Leibeskräften an dem Orte zu schaffen an. Sie stießen auch gleich auf den Körper des Senners und hoben ihn mit vereinten Kräften aus den Schneemassen heraus. Agatha stürzte sich auf den Leblosen, riß ihm die beengenden Kleidungsstücke auf, legte ihr Ohr an die linke Brustseite des Verschütteten, und als sie noch einen schwachen Herzton zu vernehmen glaubte - da kam neues Leben in das junge Mädchen - ein Hasten in ihre Glieder - ein Berken in ihre Hände.

Sie rollte ihren Mantel zusammen, legte ihn unter die Lendengegend des Leblosen und begann in gleichmäßigem Takte die Arme des Verschütteten nach rückwärts zu ziehen, und dann wieder nach vorn, sie kreuzte auf die Brust drückend. So hatte es die Agatha an Winterabenden im Samariterkurs gelernt.

Die Umstehenden schauten den Bemühungen des Mädchens mit wachsender Spannung zu. Sie waren nicht wenig erstaunt, als schon nach ein paar Minuten diese künstlichen Atmungsversuche den gewünschten Erfolg hatten. Es trat wieder selbsttätige Atmung ein.

Man rieb ihm die Stirn und die Schläfen mit gebranntem Wasser und flößte ihm etwas gewärmten Wein ein.

Man lud ihn vorsichtig auf einen bereitstehenden Bergschlitten, bedeckte seinen Leib mit Mänteln und Wolldecken und fuhr ihn beim Tagesgrauen in das erwachende Bergdorf hinunter.

Auf der Windegg oben lag in der wohllich durchwärmten Bohnstube, der junge Windbergbauer auf dem Kanapee. Neben ihm, am Tische, saß die Agathe und flichte an einem wollenen Strumpfe herum. Man hatte den Chasper mit seinem gebrochenen Bein ins nächste Bezirkskspital hinunterbringen wollen.

Er lehnte es rundweg ab. „Ich will von unserem alten Dorfarzt behandelt werden. Dem ist noch keine Beinbruchbehandlung mißglückt. Ich will keinen anderen. Ich will kein Spital. Hier will ich, im Vaterhause behandelt werden.“ So hatte der Hans Chasper gesagt - und so blieb es.

Er hatte auch eine gute Pflegerin, der junge Windeggbauer. Agatha stieg Tag für Tag, auch beim ärgsten Schneestöber, in den Windberg hinauf, pflegte den Kranken, brachte ihm Bücher zum Lesen, und sprach ihm gut zu, wenn er vor Langweile den Tag nicht durchzubringen glaubte. Und der Lebbodenbauer und sein Weib hatten nichts dagegen. Die Beiden waren windelweich geworden, seitdem von

Zürich aus ein Schreiben an den Gemeinderat des Bergdorfes gelangt war - man möchte dem Tun und Treiben des Bauführers Bardolo Stefani etwas mehr auf die Finger sehen. Der habe in Zürich unten eine Frau und drei Kinder zu erhalten und vernachlässige seine Familie schon längst derart, daß die Behörden hätten einschreiten müssen.

Schon am gleichen Tage, an dem der Gemeinderat Hartmann von diesem Schreiben Kenntnis erhalten hatte, da hatte der Lebbodenbauer dem Bardolo das Logis gekündigt und ihm zugleich das Betreten seines Hauses verboten. Stefani aß seitdem die Barakenkost seiner Arbeiter und hütete sich, mehr ins Dorf hinunterzukommen, als ihn seine Pflichten dazu zwangen. Dem Lebbodenbauer aber waren die Augen geöffnet, und er und sein Weib hatten nichts mehr dagegen, wenn die Agatha in die Windegg hinauf ging und dort oben ihre Krankendienste versah.

Heute nun war der Tag vor dem Weihnachtsfest. Agathe legte den Strickstrumpf weg und schaute zu



Kaspar hinüber, der eben von seinem Mittagschläfchen aufgewacht war.

„Heute kommt der Arzt und nimmt dir den Verband weg“, sagte sie.

Der junge Bauer erbleichte.

„Das macht dir doch gar keine Schmerzen mehr, Hans Chasper“, meinte das Mädchen.

„Es ist nicht wegen dem Wehtun“, gab der Bauer zurück. „Es ist nicht das – aber – wenn's gefehlt hätte – und ich ein Krüppel werden sollte. – Es ist wegen dem. Alles wäre für mich dahin. Ich könnte dir doch nicht zumuten, daß du unter diesen Umständen mein Weib würdest. Nein, das dürfte nie und nimmer geschehen – und da wäre denn auch meine ganze Lebensfreude dahin – auf immer – alles dahin“.

Da faßte ihn Agatha mit ihren beiden Händen und schaute ihm lange tief in die Augen.

„Hans Chasper“, sagte sie – „Dich nahn' ich und von dir ließe ich nicht – und wenn du an beiden Beinen ein Krüppel werden solltest. Das sag' ich dir jetzt.“ „Und, übrigens“ – fügte sie hinzu – „dem alten Doktor Marti ist noch nie ein Beineinzug mißlungen, und der deine wird es auch nicht sein – die Sache wird schon recht herauskommen.“

Da klopfte es an der Türe, und der alte Landarzt trat ein. Der Gypsverband wurde entfernt. Das Bein war gerade. Nicht die kleinste Entstellung, oder Ver-

kürzung – eine geradezu ideale Heilung.

Es war eine schöne Weihnacht, die dies Jahr auf der Windegg oben gefeiert wurde. Der alte Windeggbauer war dies Jahr nicht mehr allein mit seinem Sohne. Agathas Eltern hatten es sich nicht nehmen lassen, mit ihr auf den Berg zu steigen, um oben gemeinsam das Fest zu feiern. Und als dann die Kerzen am Baume niedergebrannt waren und die Lebbodenleute sich zum Heimgehen anschickten, da blieb der alte Hartmann noch eine Weile vor dem Hans Chasper stehen, ergriff dessen Hand und meinte dann, wenn er und seine Agatha etwa im Frühjahr schon heiraten wollten, so hätten sie nichts dagegen. Man könnte sich jetzt schon darnach einrichten. Er wäre nun auch kein heuriger Hase mehr und seine Ursula sei auch nicht mehr so werchig, wie früher. Da könnten die zwei Jungen gerade gleich im Lebboden einziehen, und sie, die beiden Alten würden dann im hinteren Heimetl wohnen. Das sei dreimal werchiger, als die große Lebbodenheimet.

Ob die Beiden da einverstanden waren?

Man sah es dem Glanze ihrer Augen an, daß sie dem Lebbodenbauer dankbar die Hände reichten.

„Die Treue ist halt doch kein leerer Wahn“, meinte da der alte Windeggbauer, der dabei stand und sich dabei eine Träne in seinen verwitterten Bart hinunterstrich.

Der Mensch und die Zeit.

(Zum Jahreswechsel)

Es eilt die Zeit, leicht ist ihr Schritt,
Wir müssen mit, mir müssen mit.
So mancher kann es nicht verstehn,
Er möchte gern gelass'ner gehn.
„Was soll die Hast? So halt' doch ein!
Minuten sollten Stunden sein“.

Die Zeit geht lächelnd ihren Weg.
„Wie – wenn bei dir die Unrast läg'?
Gillst du mir nicht jahrein, jahraus
Mit deinem Sorgenpack voraus?
Zählst du nicht jeden Meilenstein.“

Statt dich des Blütenbaums zu freu'n?
Der Tag ist länger als du denkst.
Wenn du dich ihm mit Liebe schenkst:
Das Kind, weil es beim Glück verweilt,
Hat dein Geseufze nicht geteilt.
Dein Jahr wär eine Ewigkeit,
Nähmst du dir nur zum Leben Zeit.“

Alfred Suggenberger.

Mi Hemet.

Ond luegi mini Hemet a
So tueds mer tufigs gfallt
Ond chönntli alli Staate ha;
I nämtsi zerst vo alle.

's ist wie-n-e Bild im Märlibuech.
Wie send doch all die Bergli
So hübsch im grüene Sammettuech.
Ond drof, grad wie för Smergli

Hets Dörfli, Hüsli unigoiel
So bru wie Schokolade
Ond Uckerbode, wie mer will,
So groß wie Siberflade.

Wie Milch chonts ab der Selsemand
Dör Tännli döre d'spröbe
Ond Sockerstöck hets no im Land,
So spitzig, chöntsi chrebe.

Ond nähmt me mer mis gspäred Geld
Ond möchti chum me gräge
So bhalt i doch mi Märliwelt;
Denn wäscht, die blibt mer äge.

Julius Ammann.